

Agathe [Fortsetzung und Schluss]

Autor(en): **Häberlin, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

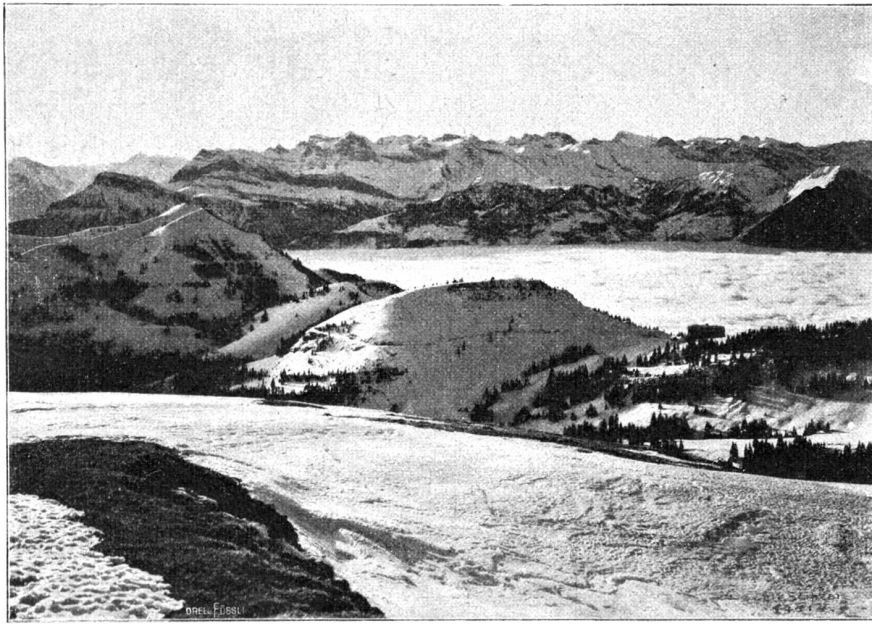
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nebelmeer vom Rigi. Blick gegen Brittenstock, Urrotock und Titlis.

macht wurde, diesem ein nagelneues Zeitungsblatt in den Wagen reichte, das noch weitere Neuigkeiten enthielt, Berichte von weittragendster Wichtigkeit, ob denen dem gespannt lauschenden Franzosen Hören und Sehen verging. Es bestätigte sich, daß Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen worden, und zwar schon am 18. Januar. Kaiserliches Heer war im Norden geschlagen, die Picardie und ein Teil der Normandie in deutschen Händen.

Der Fremde grinste: Les sales cochons! Aber Nestel verwehrte ihm mit scharfem Blick diese Tonart.

Trochu in Paris, fuhr die Zeitung fort, habe das Kommando niedergelegt, Bismarck und Jules Favre hätten für drei Wochen einen Waffenstillstand abgeschlossen und unterhandelt über den Frieden, alle Forts und die Hauptstadt außer Vincennes würden von Deutschen besetzt.

«Traîtres!» knirschte es.

Auch Michelet wurde, als er diese Depeschen vorlas, glührot im Gesicht und zuckte so krampfhaft mit dem Leisefuß, daß sich Trompete erstaunt umwandte, zu er-

forschen, was geschehen sei. Das Kaiserreich, meinte der Doktor, habe sich seit Jahrhunderten überlebt, es sei eine mittelalterliche Idee, eine bunte Zwangsjacke, die sich die Deutschen in ihrem Siegestaumel herstellten und ob deren sie sich nach wenigen Jahren die Finger abbeißen möchten.

„Laß sie machen!“ beschwichtigte der ruhigere Kaufmann. „Zu einer Republik bringen sie es doch nie. Es wäre nur ein Zerrbild, das wir Schweizer nie begrüßen könnten!“

Dem Fremden ward's bei dieser Explikation zwischen den Streitenden körperlich unbehaglich, da sie ihn mit ihrer Leibesfülle schwer einklemmten, geistig aber fand er sich wohler, sah er doch trotz der Misere des

eigenen Vaterlandes, daß sich die zwei intimen Freunde mit stets schroffern Blicken und stets feindseligern Worten entgegentraten. War er auch der deutschen Sprache nur in spärlichstem Maße Meister, so konnte er doch, wenn sie auch absichtlich oft das Französische vermieden, gar wohl den Sinn ihrer Rede erraten.

Er versuchte, sich ins Gespräch zu mischen, aber tat es so ungeschickt wie möglich. Als Michelet sich äußerte, jetzt, wenn das Kaisertum in Deutschland wieder errichtet sei, werde es gehen, wie damals, als die Hohenstaufen meinten, Deutschland und das Univerium seien eins und dasselbe, und mit ihren abenteuerlichen Römertugenden ihre Nation bei aller Welt verhaßt machten, da fand es der Franzose angemessen, einzuschalten: „Ganz gewiß, so kommt es! Sie werden die Schweiz wieder unterjochen wollen! Verdient hat sie es zum Teil, da sie uns im Stich ließ, Frankreich, den einzigen Hort der Freiheit! Der Anfang ist schon gemacht, daß die Konföderation einen Duc zum Höchstkommmandierenden ernannt hat. Was ist ein Duc anders als ein kleiner König?“

(Schluß folgt).

✻ Agathe ✻

Studie von A. Häberlin, Frauenfeld.

(Fortsetzung statt Schluß).

„Und was hast denn du unterdes erlebt?“ fragte gnädig Marie. „Erzähl nun einmal von dir! Rose Keller, die uns einmal in W. besuchte, sagte, daß du viel zugänglicher geworden seiest.“

Nun hätte Agathe von der großen Veränderung in ihrem Leben erzählen können, von dem Reichtum, den das Kindesdasein mit seiner ihr neuen, geheimnisvollen Entfaltung hineingezaubert. Aber es war ihr auf einmal, als hätte sie den Schwestern nichts zu sagen, nichts wenigstens, was diese begreifen könnten. Denn schon gleich, als sie sich zu Tische setzten, hatte Marie die Kleine, die um sie herumtrippelte und auf ihren Schoß verlangte, angeherrscht: „Das fehlte mir noch, daß ich

meinen Urlaub dazu benutze, um bei fremden Leuten Kindsmagd zu spielen!“ Mit einem bösen Blick hatte sie's gesagt. Amalie, die überhaupt von beiden die gutmütigere war, hatte dem Kinde wenigstens ein paar gute Worte gegeben; aber man sah wohl, daß auch sie innerlich ungeduldig war über die Ablenkung vom Gespräch und sich für alles andere mehr als für das Kind interessierte.

„Nun, so erzähl' doch!“ wiederholte Marie. „Warum gehst du nicht mehr in die Fabrik? Am geistigsten wäre es, wenn du auch in unsere Stadt kämest; ja, daß ich's gleich herausfage, wir sind eigentlich heute hauptsächlich deshalb hergekommen, weil wir schon so halb und halb eine Stelle für dich in Be-

Nachdruck verboten.

reitschaft haben in einer Familie, die mit meiner Herrschaft befreundet ist. Wir brauchen nur noch deine Zusage. Du bekommst einen schönen Lohn und . . .“

„Es kann keine Rede davon sein!“ unterbrach Agathe die eifrig Sprechende. „Was sollte aus Leni werden? Die könnte ich ja nicht mitnehmen. Mich verlangt auch gar nicht nach einer größeren Stadt; hier bin ich zufrieden und glücklich.“

Die Schwestern gerieten in nicht geringen Eifer.

„Du hast wohl den Größenwahn, daß du in deinem Alter schon privatisieren und fremde Kinder adoptieren willst, jetzt, wo deine schönsten Jahre sind, wo du trachten solltest, eine Bekanntschaft zum Heiraten anzuknüpfen — hier hast du ja keine Gelegenheit dazu — oder etwas fürs Alter zurückzulegen!“

Die Guten vergaßen, daß sie an Ersparnisse für sich selbst zu denken Grund genug hatten und es doch nicht taten.

„Und du bist ja mit dem Kind nicht einmal verwandt, kein Mensch kann so was von dir verlangen.“

Noch als sie grollend das Haus verließen, schalteten sie auf die Närrin, die's so viel besser haben könnte und statt dessen das jauer Verdiente zur eigenen Familie hinaus in die Fremde fließen lasse.

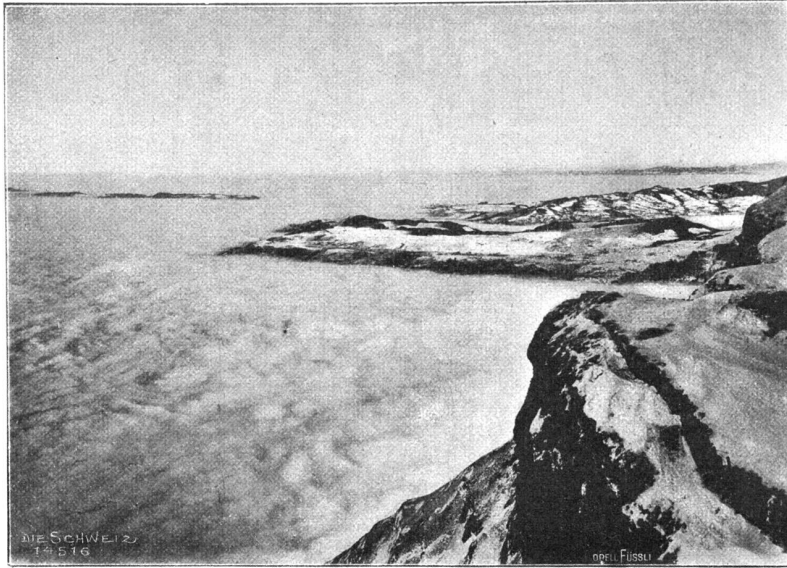
Agathe fühlte sich ordentlich erleichtert, als die Schwestern wieder fort waren. Im Grunde taten sie ihr leid: sie hatten wohl schönere Kleider und komplizierte Manieren; aber wie leer mußten sie sich innerlich fühlen, da sie nichts von der großen Liebe wußten, die das ganze Dasein zu verändern und zu erwärmen vermag. Sie hatten sie bedauert, daß sie sich mit dem Kind eine solche Last aufgebunden. Sie mußte lächeln. Wußten sie denn nicht, daß sie täglich dafür dankte, daß sie selbst danach strebte, besser zu werden, um ihres Glückes würdiger zu sein?

Auch waren jetzt die schlimmen Zeiten des ungewissen Verdienens vorüber. Sie hatte sich durch die Uebung als Handarbeiterin vervollkommenet, und die Aufträge wurden in verschiedenen Geschäften zu regelmäßigen.

Aber noch einmal geriet sie in harte Bedrängnis, als Leni erkrankte, kurz vor Weihnachten, gerade als die Bestellungen sich anhäuferten und die Ausführung dringlich verlangt wurde. Schon am Nachmittage war die Kleine unruhig geworden, hatte dann leise zu weinen begonnen, die Nahrung verschmäht und ins Bettchen verlangt.

„Tut dir etwas weh, mein Kindchen?“ fragte Agathe besorgt.

Das Kind deutete auf das Halschen. Es konnte keinen Schlaf finden. Die Wäddchen röteten sich, und als es sich immer unruhiger herumwarf, litt es Agathe nicht länger. Sie bat eine Frau im Hause, auf das Kind acht zu haben, und rannte nach dem Arzte, in den bitter kalten Winterabend hinaus, ohne sich auch nur eine warme Umhüllung umzutun. Erst den dritten Arzt fand sie zu Hause, der sie auf ihre Bitte gleich begleitete und nach der Untersuchung einen leichten Anfall von Krupp feststellte. Die angstvollen Tage und Nächte, die hierauf folgten! Agathe kam tagelang nicht aus den Kleidern, gönnte sich keinen Schlaf, so sehr die Müdigkeit sie zu überwältigen drohte, und trug das franke Kind stundenlang in ihrem Arm, wenn es, von Bangigkeit geplagt, sich wand. Es waren Martern, den Schmerzen der Kleinen zuzusehen und nicht helfen zu können. Der Arzt gab sich redlich Mühe und sparte nicht mit seinen Besuchen; denn ihn rührte die Hingebung des rothaarigen Mädchens, das keinen Gedanken als die Genesung des Kindes zu verfolgen vermochte. Die Arbeiten und Bestellungen mochten warten, ob sie darüber die Kunden verlor und den Unterhalt der nächsten Zeit! Da war nur eines zu tun: das Kind zu pflegen und jeden Moment zu wachen, daß nicht der geisterhafte Feind, der Senfmann, ihr irgendwo über die Schulter blicken und seine Knochenhand ausstrecken konnte. Ob er Meißel bekam vor der unermüdblichen Kämpferin, ob der Arzt ein Künstler war, ob die gute Natur des Kindes siegte: nach zehn bangen Tagen war die Gefahr beschworen, und



Nebelmeer vom Rigi. Bild nach Nordost auf Albisette, Zugerberg und Zürcher Oberland.

Agathe schickte ein heißes Dankgebet zum Himmel. Der Arzt war nicht bloß ein geschickter, sondern auch ein menschenfreundlicher Mann. Er hatte allerlei in dem kleinen Haushalt beobachtet und wollte nicht, daß den Angstktagen noch ein verflümmertes dürftiges Weihnachtsfest folge. Er selbst brachte am Weihnachtsabend ein Bäumchen und bunte Kerzen und jagte lachend, Agathe solle ihm, der dazu wenig Geschick habe, helfen, „Christkind“ spielen. Er war ein bisschen ein Zerstreuter, der gute Herr Doktor, und kratzte sich beschämt hinter den Ohren, als aus einem Paket eine Trommel zum Vorschein kam. In komischer Verstärkung rief er aus: „Ach, da habe ich im Momente nicht mehr gewußt, ob's ein Bub oder ein Mädel ist! Na, du kleine Regimentstochter, so komm mal her, wir wollen eins trommeln!“

Er rückte zum Stühlchen des bleichen, abgemagerten Kindes, das ihn schon wieder aus hellen Augen anschaute, und ließ einige Wirbel rollen, was dem Kind Spaß machte. Unterdes steckte Agathe die Kerzlein an, reihte bunte Glaskugeln an Schnüre und ließ glitzernde Fäden übers grüne Gezweig schwirren. Der Arzt zog Streichhölzer aus der silbernen Dose und wollte anzünden; aber Agathe fand, daß es feierlicher wäre, ein weißes Tuch auf dem Tische auszubreiten, eilte geschäftig und machte alles schön zurecht. Das Spielzeug wurde darauf gelegt, der Weihnachtsengel zierte die Baumspitze, und der heimelige süße Tannenduft zog als Weihrauch durch das Zimmer. Agathe hielt das Kind auf ihrem Arm, das in stummen Entzücken in die Lichter schaute, sich dann aber bald wieder mit der wohligen Lässigkeit des Genesenden an die treue Brust anschmiegte.

Als ob sie laut dachte, sagte Agathe vor sich hin: „Wie schön ist es eigentlich, daß der Heiland als Kind zur Welt gekommen ist! Als solches mußte er ja das Himmelreich mitbringen!“

Als sie dem warmen Blick des Arztes begegnete, verstummte sie mit der zarten Scheu, die gerade den einfachsten Leuten die Äußerung ihrer tiefen Gefühle verbietet.

Der Arzt hatte aber weniger auf ihre Worte geachtet, als mit seinen Augen das liebe Bild vor sich wahrgenommen: nie war ihm eingefallen, daß das rothaarige Mädchen hübsch sein könnte. Jetzt aber — mit dem verklärten Schimmer von Mutterliebe und Mutterglück stand sie wahrhaft anmutvoll vor ihm; die im Schein der Kerzen goldrot aufleuchtenden Haare lagen wie ein Heiligenschein um ihr von Nachtwachen und Kummer durchgeistigtes Gesicht, das jetzt von Frieden erfüllt war. Noch am späten Abend, als er in der eigenen Familie der Weihnachtsfeier beiwohnte, hielt der Eindruck aus dem Armenstübchen in ihm vor. Im Fortgehen hatte er einen Briefumschlag auf den Weihnachtstisch gelegt. Als ihn Agathe öffnete, fiel ihr die quittierte Rechnung daraus entgegen und

ein kleinerer Umschlag mit der Aufschrift: „Eine kleine Anerkennung für die treue Krankenschwester, die meine Ratschläge so gewissenhaft befolgte.“

Mit welchen Gefühlen empfing Agathe das darin enthaltene Goldstück, das ihr, weiß Gott, ein wunderbarer Nothelfer war in dieser bedrängten Zeit!

* * *

Es war ein lieblicher Maitag. Agathe saß mit der fünfjährigen Leni vor dem Hause. Sie stückte, während das Kind Kieselsteine suchte, um damit Figuren zusammenzusetzen. Eine Frau aus dem Hause nebenan saß auch auf der Bank und sprach eifrig auf Agathe ein, sodaß sie nicht bemerkte, wie ein Mann in angetrunkenem Zustande sich dem Hause näherte, dann mit verwundertem Blicke nach ihnen stierte und plötzlich mit übel tönendem Lachen ausrief: „Meiner Seel, da ist ja das Bündholz und brennt noch immer lichterloh!“ Bei diesem Ruf fuhr Agathe zusammen und starzte schreckensbleich nach dem Manne hin, der nähertrat und sich mit widerlicher Vertraulichkeit neben sie setzen wollte. Sie stand rasch auf und wollte instinktiv zum Kinde eilen, als Füllemann — denn er war es, Lenis Vater — dieses gewahrte und darauf zuschwankte. Es wich ihm aber schreiend aus und verbarg sich hinter Agathens Kleid. Da geriet der Mann in Wut und rief drohend: „Ei, so hast du das Püppchen gezogen, daß es seinen eigenen Vater nicht begrüßen will! Bin ihm vielleicht nicht fein genug, dem Dämchen, he!“ Und wieder versuchte er nach dem Kinde zu tappen, schwankte aber und fiel, indem er die Stirn gegen einen Stein aufschlug. Agathe richtete ihn wieder auf und flüchtete dann mit dem Kinde auf ihr Zimmer, wo sie den Miegel vorschob, Leni auf den Schoß nahm und zu beruhigen suchte, während ihr Herz zum Zerpringen klopfte. Alle ihre Sinne schienen sich zu verschärfen, und jedes Geräusch machte sie erzittern. Da hörte sie, wie der Betrunkene unter Drohworten weiterzog. Von dieser Stunde an war die Angst in Agathes Herz eingekehrt und krallte sich fest daran. Sie ließ das Kind keinen Augenblick allein. Auf alle Besorgungen nahm sie es mit; nachts schob sie den Miegel vor und kämpfte in unruhigen Träumen gegen drohende Gefahren. So wenig sie bisher daran gedacht hatte, daß Füllemann je sein Kind zurückfordern könnte — so sichere Rechte darauf hatte ihr vor ihrem Gewissen ihr Herz eingeräumt — von Stunde an konnte sie eine nervöse Spannung, als launere von irgendwoher Gefahr, nicht loswerden. Und sie sollte sich nicht täuschen! Füllemann, dem es am fremden Ort schlecht ergangen, der je länger je weniger arbeitete und desto

mehr trank, hatte den Wohnort gewechselt und war nach N. zurückgekehrt. Er hatte seinen Raub ausgeschlafen, aber nicht die Erinnerung an die gehabte Begegnung. Er erkundigte sich nach Agathens Verhältnissen, und da er guten Bericht erhielt, erwachte sein Reid. Für seine Mißerfolge im Leben machte er nur das ungerechte Schicksal verantwortlich, und so war es ihm geradezu eine Beleidigung, wenn andere seiner Ansicht nach besser behandelt wurden. Es ärgerte ihn sogar, daß sein Kind es besser haben sollte als er. Der einzige Genuß, den er sich ausdenken konnte, war der Gedanke, wenn man geschlagen wird, wieder zu schlagen, wenn einen das Leben plagt, wieder zu plagen. Er konnte Agathen ihr Glück nicht verzeihen, bis ihm einfiel, daß er es ja zerbrechen könne. Nun war er vergnügt: er hatte Macht über einen Menschen, er konnte ihn quälen und elend machen; dies durfte er sich nicht entgehen lassen. Nur gleich diese Macht innerwerden, genieszen!

Das war ein verzweifelter Kampf, als er plötzlich eines Tages unter der Türe stand und ruhig — denn er war ja siegesicher — erklärte, daß er gekommen sei, sein Kind heimzuholen! Agathe beschwor ihn, drohte — er lächelte nur zufrieden vor sich hin und erklärte, daß kein Abtretungsvertrag existiere und er nötigenfalls vor Gericht sein Recht zu vertreten wisse, jetzt aber nicht länger Zeit zu Unterhandlungen habe, sondern nach Hause wolle. Damit packte er das weinende Kind fest in seinen Arm und drückte Agathe, die sich wie sinnlos gegen die Türe stemmte und um Hilfe schrie, zur Seite. Einen Augenblick drohte sie umzusinken; dann ermannete sie sich und stürzte sich auf die Straße, durch die der Mann eilte. Er kam nicht weit. Man verlangte Aufschluß von ihm; das Kind schrie und wollte nicht bei ihm bleiben — Agathe rief zur Hilfe gegen Raub auf, bis ein Mann aus dem Publikum bestätigen konnte, daß Füllemann der Vater des Kindes sei und Agathe es nur in Pflege gehabt habe. Während die Leute sich in Hin- und Herreden über das Recht auf das Kind ergingen und über der interessanteren eigenen Meinung die fremde Angelegenheit aus den Augen verloren, gewann Füllemann einen Vorsprung und verschwand bald in einem Winkelgäßchen. Agathe griff mittlerweile einen Polizisten auf und erklärte ihm mit leidenschaftlichen Worten den Vorgang. Der zuckte die Achseln und sagte, da lasse sich vorderhand und wahrscheinlich überhaupt nichts machen; denn der Vater habe in nüchternem Zustand gehandelt und sei in seinem Recht, wenn er sein Kind zu behalten wünsche, da ja kein Vertrag abgeschlossen worden sei.

(Schluß folgt).

Nebelmeer!

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wer verspürte nicht Lust nach der langen Reihe nebliger Wintertage, wieder einmal im belebenden Sonnenlicht zu wandeln und die rauhe Atmosphäre mit der reinen Höhenluft zu vertauschen? Wie viele wissen überhaupt, daß es einer verhältnismäßig geringen Mühe nur bedarf, um aus den bleigrauen, schweren Nebelmassen herauszukommen in die Regionen des Lichts! An den meisten Tagen, wo die Nebel fast den Boden erreichen, sind die Höhen über achthundert Meter nebel- und wolkenfrei, und wer sich da zu einem Aufstieg die Mühe nimmt, wird reichlich belohnt durch den wunderbaren Fernblick, der sich ihm auftut. Es ist ein körperliches und geistiges Aufleben auf diesen milden, sonnenbeglückten Höhen. Die Luft ist so klar, daß der Blick in die Ferne viel deutlicher ist als zur Sommerszeit, und so scheint die gewaltige Alpenfette, die vom Säntis bis zu den äußersten Berner Alpen, vor dem Beschauer liegt, um ein Beträchtliches näher gerückt. Aus dem fernen Westen leuchten durch den feinen Duff die Jurahöhen herüber, ja sogar einzelne Vogesenhäupter grünen; im Norden erkennt man deutlich die Höhen des Schwarzwaldes

und der Allgäuer Alpen, und aus dem Osten gucken noch einige Spitzen der Vorarlberger Alpen über die Schultern unserer heimischen Berge. Das ungeheure Becken zwischen diesen Höhen ist mit einer bald weiß, bald graubraun, bald violett scheinenden Nebelmasse ausgefüllt, aus der die Vorberge der Alpen als zahlreiche Inseln herausragen. Wie das eigentliche Meer ist auch das Nebelmeer in fortwährender Bewegung, bald steigend, bald sinkend; jeder Lufthauch bringt die leichte Masse in Bewegung, und dann rollen mächtige Wallen gleich aufgeregten Wogen über die Oberfläche hin, bis sie an der Küste eines der Gelände zerschellen.

Als der schönsten Aussichtspunkte einer, um dieses Schauspiel zu betrachten, ist der Nettekberg bekannt; dort bietet jede neue Höhe auch wieder einen neuen Reiz. Bachtel und Gsel bringen uns den Bergen bedeutend näher und eröffnen zugleich ein neues Bild gegen Norden, und vollends der Rigi gewährt an solchen Tagen ein Bild, das in der Erinnerung des Lebens haften bleibt.

Anton Krenn, Zürich.

